



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST

Rede

Ministerin Theresia Bauer

Leitwährung Vertrauen

Überlegungen zu einer Kultur des Vertrauens

Heidelberger Hochschulreden

an der

Hochschule für jüdische Studien

Dienstag, 19. 12. 2017

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich bedanke mich zunächst sehr dafür, in der renommierten Reihe der Heidelberger Hochschulreden bei Ihnen hier das Wort ergreifen zu können.

Ich freue mich auch über den Zeitpunkt, der zusammenfällt mit Chanukka, dem Lichterfest. Ich freue mich über die Einladung im Anschluss gemeinsam die 8 Lichter anzuzünden und zu feiern. Erlauben Sie mir aus diesem Anlass eine Bemerkung: Es gibt Orte in Deutschland, an denen in diesem Jahr öffentliche Chanukka-Feiern aus Sicherheitsgründen abgesagt werden mussten. So etwas ist schwer erträglich. Gerade in Deutschland darf es keinen Platz mehr und keinerlei Toleranz für Antisemitismus geben. Das Lichterfest Chanukka ist ein Fest der Liebe und der Freude. Es muss in unserem Land seine Strahlkraft entfalten dürfen: sichtbar für alle Öffentlichkeit und frei von Angst und jeglicher Bedrohung.

Ich nehme die Gelegenheit einer Hochschulrede sehr gerne wahr - aus mehreren Gründen. Ist die öffentliche Rede jenseits der Tagesaktualität doch eine hervorragende Möglichkeit, über schnelle Statements oder knappe Presserklärungen hinaus, mit anderem gedanklichen Tiefgang zu reflektieren, was eine Politikerin drückt, was sie bewegt und wie sie denkt.

Die Rede und die sich eventuell anschließende Debatte:

Das sind, meine ich, vertrauensbildende Mittel der Demokratie. Wir müssen miteinander über die Fakten und die Emotionen sprechen, die unsere Gesellschaft gegenwärtig verstören und auseinandertreiben. Wir müssen miteinander darüber nachdenken, was sie zusammenhält.

Wenn ich Ihnen nun noch für Ihr Vertrauen danke, das Sie durch Ihr Kommen heute Abend zum Ausdruck gebracht haben, dann nähere ich mich bereits unserem Thema, das mich als Ministerin für *Wissenschaft, Forschung und Kunst* schon lange umtreibt:

Dem *Vertrauen* nämlich, das ich als Leitwährung der Demokratie betrachte.

Vertrauen ist eine Leitwährung in allen gesellschaftlichen Bereichen und Institutionen, die nicht nach Befehl und Gehorsam organisiert sind.

Besonders gilt das auch für Wissenschaft und Kunst. Für jene Bereiche, denen unsere Verfassung Freiheit garantiert. Das ist nichts Anderes als institutionell garantiertes Vertrauen in ihr Wirken und Tun.

Aber jenseits der Staatsräson: Was ist aus der Autorität der Experten in der Öffentlichkeit geworden? Wie steht es mit dem alten Fortschrittsglauben an Technik und Wissenschaft, der einstigen Wissenschaftsgläubigkeit, heute? Wie weit reicht das Vertrauen der Gesellschaft in Wissenschaft heute?

Das Wissenschaftsbarometer, das ist eine repräsentative Bevölkerungsumfrage zu Wissenschaft und Forschung, zeigt 2017, dass nur 50 % der Befragten Vertrauen in Wissenschaft und Forschung haben, 12 % haben kein Vertrauen und 37 % sind unentschieden. Immerhin 57 % wünschen sich, besser beteiligt zu werden.

Ich erlebe in diesen Monaten, wie sehr die wachsende Distanz der Öffentlichkeit die Organisationen der Wissenschaft umtreibt. In der Max-Planck-Gesellschaft, in der nationalen Technikakademie Leopoldina, im Wissenschaftsrat ... überall wird diskutiert, was da passiert und was zu tun ist angesichts des wachsenden Misstrauens gegen die Welt der Experten. Zumal es sich nicht um ein lokal begrenztes Phänomen handelt, sondern in vielen Ländern an Kraft gewinnt.

Da ist die Abwehr gegen die wissenschaftlichen Erkenntnisse der Klimaforscher. In großer Übereinstimmung weltweit stellen diese fest, dass die derzeitige Klimaerwärmung menschengemacht ist und wegen negativer Folgen in unabsehbarem Ausmaß dringend begrenzt werden muss. Bestens organisierte Interessengruppen imitieren die Arbeitsweise ernsthafter Forschung und verbreiten dagegen Fake-Wissenschaft. Gerade in den USA scheinen die sogenannten Contrarians damit einigen Erfolg zu haben. Neuerdings erhalten sie ja auch Unterstützung von ganz oben aus dem Weißen Haus.

Oder der Kreationismus: Er gewinnt einen nicht unbeträchtlichen Einfluss bis hinein in den Schulunterricht.

Oder nehmen Sie die Erfahrungen aus Großbritannien während der Brexit-Kampagne. Die Warnungen über mögliche Folgen von Seiten der Wissenschaft wurden in den Wind geschlagen mit dem demagogischen Schlachtruf „*People have had enough of experts!*“ Es kam beim Volk sichtlich gut an, wenn Politiker Wissenschafts-Bashing betrieben.

Aber auch in deutschen Landtagen und im Bundestag sitzen inzwischen Fraktionen von *Klimaleugnern*, die entgegen jeder wissenschaftlichen Rationalität in ihren Parteiprogrammen von einer naturhaften „*Warmzeit*“ phantasieren, wie es sie auch im alten Rom oder im Mittelalter immer schon gegeben habe.

Es ist gut, dass sich die Wissenschaft Gedanken macht über verloren gegangenes Vertrauen und überlegt, was sie dazu beitragen kann, die Distanz zu überwinden.

Dabei steht das Bemühen um Verständlichkeit gegenüber der nicht-fachlichen Öffentlichkeit ganz oben. Ich meine, man darf, ja man muss von der Wissenschaft verlangen, sich gegenüber der Öffentlichkeit zu erklären und die Relevanz wissenschaftlicher Erkenntnisse zugänglich zu machen.

Ich bin überzeugt davon: Offene Kommunikation und Verständlichkeit sind elementare Voraussetzungen dafür, dass die Gesellschaft Vertrauen in die Wissenschaft fassen kann.

Das vorhin schon zitierte Wissenschaftsbarometer zeigt auch, dass man Wissenschaftlern zwar *Können* zutraut, dass aber Zweifel wachsen hinsichtlich der „*Integrität*“ und der „*Guten Absichten*“ der Wissenschaftler.

Vertrauen kann die Bürgerschaft in die Wissenschaft nur dann haben, wenn sie sicher sein kann, dass das Wissen der Spezialisten in Unabhängigkeit entstanden ist und nicht interessegeleitet.

Dass seriös und nachprüfbar gearbeitet wurde. Dass gesellschaftliche Folgen und Wirkungen bedacht, und dass nicht gelöste Probleme benannt werden. Wo diese Prinzipien verletzt werden, entstehen Vertrauenskrisen. So etwa vor Jahrzehnten bei den Debatten um die friedliche Nutzung der Atomenergie. Oder, um ein aktuelles Beispiel zu nennen, in der Debatte um das Totalherbizid Glyphosat: Im Vordergrund geht es darum, ob die Chemikalie krebserregend ist oder nicht. Und ob sie naturzerstörend ist oder nicht. Im Hintergrund schwelt der Zweifel, ob wissenschaftliche Studien unabhängig sind und ob sie belastbar sind, ob man ihnen Glauben schenken kann.

Wissenschaft muss ihre Unabhängigkeit wahren und sich muss sich der Aufgabe stellen, sich verständlich zu machen.

Aber selbst wenn sie das alles leistet, wäre dann das brüchige Vertrauen kein Thema? Ich glaube das nicht.

Ich meine, die Vertrauenskrise sitzt tiefer. Denn das verallgemeinerte Misstrauen, das *exzessive* Misstrauen, richtet sich gegen weit mehr als die Welt der Wissenschaft selbst. Es richtet sich gegen politische Institutionen, gegen Parlamente, gerade auch die föderalen, gegen die Europäische Union und gegen die UNO. Es misstraut den Journalisten wie den Kulturschaffenden und Intellektuellen und immer öfter auch explizit der Justiz. Dieses exzessive Misstrauen ist eine reale Gefahr für die Demokratie und letztlich für die Zukunft unseres Planeten.

Exzessives *Misstrauen* glaubt lieber irgendwelchen Verschwörungstheorien als den Erkenntnissen regelkonformer Wissenschaft.

Extremes Misstrauen in Mitmenschen zieht radikale Vereinfachungen der Kompliziertheit von Sachverhalten vor.

Schwierige Debatten werden dann gerne durch einfache Denkmuster ersetzt, wie z.B. biologistische, nationalistische oder gar rassistische Erklärungen der Welt.

Zum Glück wird dieses komplizierte Thema des Vertrauens, das uns heute Abend interessiert, von vielen Seiten intensiv reflektiert. Ich meine, dass uns gerade Einsichten aus Wissenschaft und Kultur helfen können, ein tieferes Verständnis dafür zu entwickeln. Und eine *Kultur des Vertrauens* zu stärken, durch die alle gewinnen – nicht zuletzt auch die Wissenschaft und die Künste selbst.

Übrigens: Die ersten, die es sehr gut aus ihrer Theorie und Praxis wissen, dass Vertrauen tatsächlich eine Leitwährung ist - sind die Betriebswirte und Finanzmarktexperten - für gute Betriebsergebnisse oder Börsenkurse nämlich.

Auch Politikern ist diese Währung Vertrauen sehr vertraut. Denn spätestens bei Wahlen lässt sich präzise nachzählen, wie weit das Vertrauen der Bürger reicht und wer künftig mit dem Mandat ausgestattet wird, in deren Namen die gemeinsamen Angelegenheiten zu verhandeln. Gängig ist auch der Vorwurf an Politiker, das Vertrauen der Wähler gebrochen zu haben. Weil Wahlversprechen nicht eingehalten wurden. Oder auch weil Interessensgruppen sich nicht wiederfinden in Entscheidungen. Das kenne ich persönlich auch ganz gut. „Grober Vertrauensbruch“ wurde mir etwa von der Landesstudierendenkonferenz vorgeworfen, wenn ich Dinge entschieden habe, die ihren Überzeugungen widersprachen.

Vertrauen ist eine Haltung, die ich auch als Ministerin einnehmen möchte. Vertrauen zu meinen Beschäftigten, zum Koalitionspartner, zur eigenen Partei, zu den Hochschulen und Kunsteinrichtungen, für die ich Verantwortung trage.

Wissenschaft, Forschung und Kunst gedeihen meiner festen Überzeugung nur dann, wenn sie ihre Angelegenheiten möglichst autonom und frei selbst regeln können. Und wenn sie sich auf eine finanzielle Grundausstattung verlassen können, die ihnen eigenständiges Handeln erlaubt. Wenn sie Verantwortung tragen dürfen für Dinge, die sie selbst regeln können. Wenn sie sich voneinander unterscheiden dürfen. Und wenn es hingenommen wird, dass dabei die einen besonders gut, andere nur mittelmäßig gut, und andere sogar schlecht performen. Und manchmal sogar Fehler gemacht werden.

Das klingt einfacher, als es ist.

Denn das gesellschaftliche Vertrauen in die Fähigkeit zur Selbstorganisation schwächelt. Jeder Fehler wird gerne zum Skandal aufgeblasen. Die Rufe nach mehr Kontrolle und Aufsicht folgen auf dem Fuße. Und damit die Forderungen nach neuen politischen Regelwerken. Nach politisch Verantwortlichen, die mal so richtig durchgreifen.

Ich stehe dennoch dafür ein, Freiräume für Wissenschaft und Kunst zu schaffen und sie zu schützen. Also Vertrauen zu schenken. Und im Gegenzug nur da zu intervenieren, wo Recht gebrochen wird. Dieses Prinzip zu verteidigen gelingt aber nur, wenn die Institutionen dieses verliehene Vertrauen danken, indem sie der Öffentlichkeit gegenüber belegen, dass ihr Tun integer ist und dass es dem Allgemeinwohl dient.

Sie sehen, meine Damen und Herren, Vertrauen ist eine kostbare Ressource, die rasch verfällt, wenn sie nicht ständig am Leben gehalten wird. Und zu viel Vertrauen oder gar Vertrauensseligkeit bewirken genau das Gegenteil: nämlich Misstrauen.

Lassen Sie mich ein paar weitere Schlaglichter auf das Phänomen des *Vertrauens* werfen.

Wolfgang Kubicki von der FDP behauptete schon vor Beginn der Sondierungen, es fehle „*an Grundvertrauen zwischen den Verhandlern*“ einer möglichen Jamaika-Koalition. Ob sie wirklich daran gescheitert ist???

Vertrauen ist ein herzerwärmender Begriff, stärker als alle sachlichen Argumente. Bestens geeignet, um hinter ihm auch taktische Erwägungen oder handfeste Interessen zu verbergen. Man kann mit der Währung *Vertrauen* auch spekulieren.

Selbst in der Alltagssprache ist der Begriff gängige Münze: Der „*Metzger Ihres Vertrauens*“, oder der Klassiker: „*Vertrauen ist der Anfang von allem*“, mit dem die Deutsche Bank lange vor der Bankenkrise warb.

Einer, der sich *Vertrauen* tatsächlich zum Geschäfts- und Erfolgsmodell machte, war Robert Bosch: „*Lieber Geld verlieren als Vertrauen*“ schrieb er 1919 im Bosch-Zünder. Das war für Bosch nicht nur so ein Leitspruch – er präziserte:

„*Deshalb habe ich stets versucht, nur Arbeit hinauszugeben, die jeder sachlichen Prüfung standhielt, also sozusagen das Beste vom Besten war.*“

An solch harte Kriterien und Messdaten hat sich die Automobilwirtschaft nicht gehalten, als sie die Abgaswerte manipulierte. Sie hat Behörden und Verbraucher getäuscht und es in Kauf genommen, die Gesundheit vieler Menschen zu beeinträchtigen. Welche Schäden dieser als „Abgasskandal“ in die Wirtschaftsgeschichte eingegangene Vorfall hinterlässt für die gesamte deutsche Automobilwirtschaft, insbesondere den Dieselmotor, ist bis heute noch nicht abzusehen.

Es ging los mit VW. VW reagierte mit ganzseitigen Anzeigentexten wie diesem: *„Wir wollen euer Vertrauen zurückgewinnen. Und daran arbeiten wir rund um die Uhr. Gründlich, ehrlich, zuverlässig.“*

Vertrauensbruch ist - noch mehr als der Betrug - ein tief emotionaler Vorgang.

Und wenn der Bruch einmal offenkundig geworden ist, ist es schwierig, ihn mit Werber - Pathos wieder zu kitten.

Vor allem dann, wenn die Getäuschten plötzlich vertraulich geduzt werden und die Selbstkritik hinter dem Selbstlob fast verschwindet.

Die Universität Tübingen hat zusammen mit anderen 2018 zum „Jahr des Vertrauens“ erklärt. Sie will den zentralen Wert des Vertrauens und die ethischen Grundlagen des Miteinanders unterschiedlicher Lebenswelten debattieren und eine „neue Vertrauenskultur“ fördern. Jürgen Wertheimer als Literaturwissenschaftler und Niels Bierbaumer als Psychologe und Neurophysiologe, haben dazu einen Band vorgelegt mit dem Titel *„Vertrauen. Ein riskantes Gefühl.“*

Die Untertitel des Buchs verweist auf eine vertrackte Dialektik, die schon Wilhelm Busch zu einem hübschen Apercu veranlasste: *„Zu wenig und zu viel Vertrauen sind Nachbarskinder.“*

Es ist die enge Nachbarschaft des Vertrauens zum Komplizentum.

Es sind die fließenden Übergänge von der Tugend zur Kriminalität, die uns interessieren müssen, wenn wir nicht selbst dem Begriff des Vertrauens vertrauensselig gegenüberstehen wollen.

Die Pflege persönlicher Verbindungen schafft Vertrauen. Genau das ist aber auch das Geschäftsmodell von Lobbyisten.

Über 2000 Interessenverbände sind beim Bundestag registriert, auf jeden Abgeordneten sollen 8 Lobbyisten kommen.

Ich gehöre nicht zu denen, die den Lobbyismus schon als *„fünfte Gewalt“* hierzulande ansehen, die in die Souveränität der Parlamente massiv eingreift.

Aber: Lobbyisten werden dafür bezahlt, berufsmäßig das Vertrauen von Mandatsträgern und Verwaltungen zu erwerben, um Entscheidungen in ihrem Sinne zu beeinflussen. Ihr Job ist

es, Vertrauen aufzubauen und die vertrauensvolle persönliche Beziehung dann in Vorteile für ihre Auftraggeber umzumünzen.

Ich bin nicht naiv: Solche Grauzonen des öffentlichen Lebens der Demokratie gibt es. Damit hier kein Nährboden für Korruption entsteht, ist ein Höchstmaß an Transparenz nötig. Korruption setzt ja stets auch Vertrauen voraus - nämlich in die Käuflichkeit anderer.

Und machen wir uns nichts vor: Korruption ist eine der Hauptursachen für das Scheitern von Staaten. Auch bei uns muss sie immer präventiv bekämpft werden.

Meine Damen und Herren, der Ursprung des Vertrauens, ohne das keine Gruppe, keine Familie, keine Gesellschaft funktioniert, ist das *gefühlsmäßige* Vertrauen. Es entsteht schon um die Geburt und beim Kleinkind mit der Erfahrung von Sicherheit und der Erfahrung, dass es auf seine Umwelt einwirken kann – (Schreien) – und dass seine Umwelt auf es reagiert. Vertrauen in die eigene Wirksamkeit und die soziale Umwelt: Das ist die Voraussetzung für seine weitere Entwicklung und für seine psychische Stabilität und Resilienz.

Wir alle waren schon in Situationen, wo unser Vertrauen in andere enttäuscht oder gar missbraucht wurde. Wir haben Bekannten mit Geld ausgeholfen und es nicht zurückbekommen. Oder – besonders hässlich – die sogenannten „Handwerker-Tricks“ oder „Polizistentricks“, mit denen vorzugsweise ältere Menschen getäuscht werden und ihr Vertrauen ausgenutzt wird.

Meistens können wir eine solche Enttäuschung verarbeiten, uns erklären oder einfach wegstecken. Denn wir vertrauen ja aus einer positiven Grundhaltung zur Welt spontan und naiv heraus.

In Extremsituationen reagieren viele Menschen jedoch paradox: Sie schenken ihr Vertrauen gerade dem, der sie angreift.

So geschehen bei einer Geiselnahme 1974 in Stockholm. Das ging als „*Stockholm-Syndrom*“ in die Literatur ein.

Eine solche Identifikation mit dem schlimmsten Feind ist ein unbewusster Vorgang, der sich der rationalen Kontrolle entzieht. Es ist eine schreckliche Erkenntnis, dass Vertrauen in solchen Ausnahmesituationen auch erpresst werden kann.

Die Ressource *Vertrauen* wird also individuell gebildet. Seine Ambivalenz, seine Brisanz, hat soziologische, psychologische, aber auch biologische Komponenten.

Und da wir hier in *Heidelberg* sind, wo die Oxytocinforschung (*sprich: Oxytozin*) vorangetrieben wird, muss ich das Hormon Oxytocin auch erwähnen. Denn das beeinflusst nicht nur den Geburtsvorgang, sondern auch das Verhalten von Mutter und Kind. Es wird generell durch Hautkontakt, aber auch durch Massagen, Singen oder Sprechen ausgeschüttet.

Es wurde schon vermutet, dass auch Reden einen ähnlichen Effekt haben - ich vermute aber, dass das nur bei wirklich sehr guten Reden funktioniert!

Dieses Hormon reguliert soziales Verhalten und reguliert Stress. Es wird auch Bindungshormon, sogar Kuschelhormon, genannt.

Die Zeitschrift „*Nature*“ stellt fest: „*Oxytocin erhöht das Vertrauen der Menschen.*“

Wussten Sie, dass Oxytocin im Netz bereits als Nasenspray unter der Bezeichnung „*liquid trust*“ angeboten wird, für welche Zwecke auch immer? Mein dringender Rat an Sie an der Stelle: Wenn jemand ihr Vertrauen mit dem Nasenspray in der Hand erzwingen will: Suchen Sie das Weite!

Denn Vertrauen gibt es nicht auf Rezept. Vertrauen ist eine vielschichtige Haltung, die nur im jeweiligen gesellschaftlichen Zusammenhang gebildet, erworben und beurteilt werden kann.

Deshalb, meine Damen und Herren, wenden wir uns der soziologischen Frage zu, wie das Vertrauen gesellschaftlich wirkt, welche soziale Bedeutung es hat und was getan werden muss, es zu schützen und zu fördern.

Das Goethe-Institut widmete Hannah Arendt in Berlin eine Ausstellung mit dem Titel: „*Vertrauen in das Menschliche*“.

Sie wissen sicher, dass Hannah Arendt als politische Theoretikerin für unsere Landesregierung zu so etwas wie einer posthumen Beraterin geworden ist.

In einem berühmt gewordenen Fernsehinterview mit Günter Gaus im Jahr 1964 sagte sie:

„Wir fangen etwas an; wir schlagen unseren Faden in ein Netz der Beziehungen. Was daraus wird, wissen wir nie. Das ist ein Wagnis. Und nun würde ich sagen, dass dieses Wagnis nur möglich ist im Vertrauen auf die Menschen. Das heißt, in einem schwer zu fassenden, aber grundsätzlichen- Vertrauen in das Menschliche aller Menschen.“

Sie begründet das *Wagnis der Freiheit* also durch ihr Vertrauen in die Humanität. Welch starke und optimistische Aussage einer Frau, die ins Exil vertrieben wurde, die selbst die Gräueltaten der Nazis - und insbesondere die Adolf Eichmanns - genau beschrieben und analysiert hatte - und dafür auch noch angefeindet wurde.

Und auch Niklas Luhmann als Systemtheoretiker befasste sich mit unserem Thema: Mit seinem Buch „*Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*“. Vielleicht nicht zufällig kam es im unruhigen Jahr 1968 heraus.

Er unterscheidet grundsätzlich zwischen persönlichem Vertrauen und dem Systemvertrauen. Vertrauen ist für ihn der *Retter vor der Komplexität*. Man rettet sich vor ihr, indem man keine Alternativen, keine anderen Möglichkeiten in Betracht zieht und sich so in eine

Situation der Zuversicht begibt. Das ist aber immer, wie er sagt, eine „*riskante Vorleistung*“. Was passiert also in unserer Zeit? Wird diese riskante Vorleistung gegenwärtig in besonderer Weise brüchig und wächst das Misstrauen gegenüber dem System?

Die Welt wandelt sich in rasanter Geschwindigkeit: Wir bezeichnen diese großen Veränderungen gerne mit den Begriffen Globalisierung, Digitalisierung und Migration. Sie verändern unsere Art zu wirtschaften und zu kommunizieren grundlegend. Sie verändern unser Privatleben und unser Freizeitverhalten. Sie verändern unser Zusammenleben. Getrieben nicht nur von der Wirtschaftsdynamik und ihrer Wachstumslogik, sondern auch von der Dynamik der Wissenschaft und der Geschwindigkeit, mit der neues Wissen in die Welt kommt.

So ist es vielleicht nicht verwunderlich, dass ein positiv besetzter Begriff von *Heimat* populär wird,- wieder einmal.

Vertraute Orte, Landschaften, Dialekte: Die Heimat ist eine Utopie, ein Identifikationsgehäuse und Reduktionsmodell einer nicht mehr überschaubaren überkomplexen Welt.

Die Werbebranche versucht gegenwärtig gerne, durch Regionalmarken und Biolabels an der Sehnsucht nach Heimat anzuknüpfen - mit einigem Erfolg.

Die Geschichte der Heimatschutzbewegung zeigt allerdings, dass Heimat oft als ein geschlossener Raum verstanden wurde, den man gegen alles Fremde abschottet.

Bundespräsident Steinmeier hat mit seiner Rede am Tag der Deutschen Einheit das Thema Heimat aufgegriffen und dafür plädiert, die Sehnsucht nach Heimat nicht den Nationalisten zu überlassen, die sich das Motto „*Wir gegen die*“ auf ihre Fahnen geschrieben haben. Damit hat er ohne Zweifel Recht.

Sein pragmatischer Heimatbegriff lautet „*Verstehen und verstanden werden - das ist Heimat.*“

In Medien und der Politik läuft die Debatte, was denn Heimat ausmacht, voller Inbrunst. Woran macht sich unsere Identität fest und ist sie wirklich in Gefahr?

Vermeintliche alte Gewissheiten werden hinterfragt und relativiert. Unsere Vernetzung und Verbindung mit der ganzen Welt, unser globales Wissen – wir tragen es ja alle im Prinzip in unseren Jackentaschen immer mit uns herum - diese globale Reichweite stellt so vieles in Frage: Sie ist nicht nur Bereicherung jeden einzelnen, sie fordert uns auch, vielleicht überfordert sie uns auch. Sie erweitert nicht nur unsere Horizonte, sondern führt uns auch die Grenzen unserer Möglichkeiten vor Augen.

Kein Wunder, dass Heimat als Sehnsuchtsbegriff wirkt. Er wird sehr oft mit der Vorstellung einer intakten *Natur* in ihren Jahreszeiten verknüpft. Und diese Idee ist gar nicht neu:

„Natur“ wurde zu der zentralen Resonanzsphäre der Neuzeit - denken Sie nur an die Naturlyrik seit der Romantik. Und ich erinnere mich gut - selbst als Nebenfach-Studentin der Germanistin weiß ich das noch - dass auch nach dem Zusammenbruch wirklich aller vertrauten Strukturen in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg vor allem die Naturlyrik gelesen und geschätzt wurde.

Doch das Grundvertrauen in die Selbsthilfekräfte der Natur, mit dem wir aufgewachsen sind, - auch das schmilzt in unseren Zeiten der Klimaerwärmung dahin wie die Eisberge in der Antarktis.

Wenn wir in die Zukunft schauen und uns fragen, ob wir es schaffen, in einer gemeinsamen Anstrengung der Menschheit wenigstens die 2-Grad Grenze einer weiteren Erderwärmung einzuhalten.

Die Ahnung verdichtet sich zur Gewissheit, dass wir im Zeitalter des Anthropozäns angekommen sind: dass wir Menschen für den Zustand der Natur selbst verantwortlich sind, ihn maßgeblich mitbestimmen.

Diese Erkenntnis verstört unser *Weltvertrauen* insgesamt.

Als Landes- und Kulturpolitikerin sehe ich meine Aufgabe auch darin, mitzuwirken an einem gleichzeitig *weltoffenen und heimatbezogenen* Selbstverständnis. Ich sehe dies als Chance, zum gesellschaftlichen Zusammenhalt beizutragen.

Genau deshalb bin ich auch froh, dass Bildung und Kultur in erster Linie Aufgaben der Länder und nicht des Bundes sind: Es ist die Dezentralität, die mehr Nähe und mehr Vielfalt ermöglicht, als eine zentralisierte Politik.

Die Sehnsucht nach dem realen vertrauten Ort, nach übersichtlichen Verhältnissen und Landschaften, nach dem vertrauten Dialekt, sind sicher auch Reaktionen auf unsere immer enger werdende Verstrickung in die digitalen Netze der virtuellen Welten, durch die wir halb fasziniert und halb genervt rund um die Uhr surfen.

Um Vertrauen zur Welt aufzubauen, sind Kontakt und Berührung nötig. Diese Beziehung benötigt alle 5 Sinne. Sie benötigt die Verbindung zur dinglichen Welt um uns herum. Die virtuelle Welt kann sie nicht ersetzen, nur darauf aufbauen.

Meine Damen und Herren, ich habe jetzt den Begriff „*Vertrauen*“ schon oft verwendet, gewendet und von unterschiedlichen Perspektiven her betrachtet.

Er bildet einen ganzen Hof von Komposita und Synonymen um sich herum - vom Gottvertrauen bis zum Vertrauensmann. Und fast genauso viele Gegenbegriffe drängen sich auf - vom Misstrauen bis hin zum Verrat, die unser Thema durchaus noch weiter erhellen könnten.

Es ist der Punkt meiner Ausführungen, an dem man mit Karl Kraus feststellen muss: „*Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück.*“

Damit uns das Vertrauen nicht noch ferner rückt, möchte ich den Begriff in den Gesamtzusammenhang der sich ergänzenden theoretischen Konzepte von *Empathie* und *Resonanz* stellen.

Mit der Entdeckung der Spiegelneuronen durch Giacomo Rizzolatti nähern wir uns auf der Ebene der Biologie der menschlichen Fähigkeit zum Austausch von Gefühlen besser. Zu diesen können wir auch das Vertrauen zählen.

Gefühle werden ausgetauscht und aktivieren bei den Empfängern die Spiegelneuronen. Der Eine spiegelt sich im Anderen, es entsteht so etwas wie ein „*zwischenmenschlicher Bedeutungsraum*“ (Joachim Bauer), in dem Resonanz entsteht. Dieser Vorgang vollzieht sich schnell, spontan und unbewusst.

Vertrauen kann ohne dieses empathische Vermögen nicht entstehen. Vertrauen baut sich aber langsamer auf, hat eine Geschichte und nimmt rationale Erwägungen auf.

Der in Lörrach geborene Soziologe Hartmut Rosa hat im letzten Jahr ein beeindruckendes Werk mit dem Titel *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung* vorgelegt.

Seine zentrale Idee ist: Ob Weltverhältnisse gelingen oder nicht, macht sich fest am „*Grad der Verbundenheit mit und der Offenheit gegenüber anderen Menschen und Dingen*“.

Und weiter: Dass die *Resonanzbeziehungen* zwischen Subjekt und Welt in allen gesellschaftlichen Bereichen ausschlaggebend für ein gutes Leben sind.

Er warnt, dass diese Resonanzräume durch die Beschleunigung aller Vorgänge in der Moderne gefährdet sind und *soziale Rhythmen* zerstört werden können.

Resonanz und Entfremdung sind die Basiskategorien seiner „*Kritik der Resonanzverhältnisse*“. Damit will Rosa beitragen zu einer *anderen Art des In-der-Welt-Seins*.

Besonders erfreut mich, wie sehr Rosa zudem von der *Kraft der Kunst* überzeugt ist: Er betont, dass das „*Feld der Kunst eine zentrale Resonanzsphäre des modernen Lebens*“ sei.

Das ist eine Bemerkung, die ich mir gut als Motto über dem Eingang meines Ministeriums vorstellen könnte!

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich teile Rosas These: Denn Kunst ist eine Form des Erkennens, eine sinnliche Erkenntnisform.

Ästhetische Erfahrung bildet sich, wenn man sich von Kunstwerken und Texten berühren lässt, wenn man differente Qualitäten erkennt und zulässt. Eine solche Haltung ermöglicht Selbstvertrauen und Vertrauen zu anderen. Ästhetische Erfahrung mehrt das empathische

Vermögen, sie ist ein Nährboden für soziales Verhalten. Und sie bietet die Möglichkeit, Hoffnungen auszumalen, Ängste modellhaft zu durchleiden und dadurch abzubauen.

Im Märchen, zum Beispiel: *Hänsel und Gretel – Ein Märchen aus Deutschland* von den Gebrütern Grimm.

Das ist die klassische Gruselgeschichte vom Vertrauensbruch durch die vertrautesten Menschen, die wir im Leben haben, den Eltern nämlich. Warum interessieren sich immer aufs Neue Eltern- und Kindergenerationen für dieses Märchen?

Ich hatte vor Kurzem das Glück, Engelbert Humperdincks Oper „*Hänsel und Gretel*“ in Stuttgart besuchen zu können. Und zwar in der provisorischen Inszenierung von Kirill Serebrennikov. Bei Serebrennikov heißt das Märchen: *Märchen von Hoffnung und Not* und *spielt* in Ruanda. Es liefert dadurch eine völlig neue Interpretation des Märchenstoffs.

Humperdincks Libretto schließt nämlich noch mit dem Vers: „*Wenn die Not auf Höchste steigt,/ Gott der Herr die Hand uns reicht!*“

Mit Gottvertrauen, also.

Der Regisseur dieses Abends wurde unter fadenscheinigen Gründen verhaftet und wird durch die russische Justiz noch immer völlig isoliert im Hausarrest gehalten, er hat Ausreiseverbot.

Das ist ein gravierender Eingriff in die Freiheit der Kunst. Kunst und Künstler müssen unabhängig vom Staat agieren dürfen, auch wenn sie vom Staat finanziert werden

Sie haben den Auftrag der Kunst zu erfüllen und nicht den Auftrag des Staates. Deshalb muss Kirill Serebrennikov, der ein international bedeutender Künstler ist, wieder frei arbeiten können und wir warten darauf, dass er seine Inszenierung in Stuttgart fertigstellen kann!

Ich bin jedenfalls fest davon überzeugt: Eine selbstbewusste Demokratie, muss die persönliche Freiheit und die künstlerischen Freiräume wahren. Und ich bin dankbar, dass in Deutschland hierüber Konsens herrscht.

Bei uns in Baden-Württemberg wollen wir diese Freiräume durch unsere *kulturpolitischen Leitlinien* erhalten und sichern. Nämlich durch:

1. Liberalität, 2. Pluralität, 3. Subsidiarität, das heißt, keine staatliche Dominanz, sowie
4. Dezentralität.

Das sind vier Prinzipien, mit denen wir das Verhältnis zwischen Kunst und Staat, wie wir meinen, in der richtigen Balance halten. Und die der Kunst ermöglichen, ihre für die Gesellschaft so überragend wichtige Funktion wahrzunehmen.

Zurück zu den Märchen: Sie erzählen Geschichten von *Treue und Verrat*, von *Hass und Liebe*. So, dass alle damit umgehen können, dass wir uns probeweise identifizieren oder abwenden können.

Auch der vertrauenssüchtige *Hans im Glück* kommt nach einer ganzen Serie von Verrat und Betrug durch ungewollten Verzicht doch zu seiner eigentlichen Freiheit und zu seinem Glück.

Ist der Hans nun strohduhm, weil er allen blind vertraut? Oder ist er superklug, weil er genau dadurch sein Glück findet?

Eine Geschichte, die genauso breiten Interpretationsspielraum und Anlass zum Grübeln bietet wie *Hänsel und Gretel*.

Die ganze Weltliteratur greift solche Erfahrungen von Empathie und Antipathie auf und stellt sie den Leserinnen und Lesern zur Verfügung. Vertrauen und Vertrauensbruch, Liebe und Verrat sind die Hauptmotive: Denken Sie nur an das Nibelungenlied, an Shakespears Tragödien oder an Schillers Räuber.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, öffentliches Leben gedeiht nicht ohne Vertrauen. Vertrauen entsteht aber nicht durch Vertraulichkeiten.

Nein, wir sind weitgehend angewiesen auf unsere Sprache, auf den Dialog, auf die sprachliche Verständigung miteinander.

Der türkische Journalist *Can Dündar*, der wegen seiner Meinung in der Türkei als *Verräter* gesucht wird und in Berliner Exil lebt, zitiert das türkische Sprichwort „*Nicht das Schwert tötet den Helden, sondern ein böses Wort.*“

Worte können vernichten, Vertrauen zerstören. Sie können Hass säen und zur Gewalt aufrufen. Hetzreden vor Flüchtlingsunterkünften waren oft der Auftakt zu Brandanschlägen. Vor allem in den Social Media scheint sich die Sprache immer aggressiver - emotional wie grammatisch - zu entgrenzen.

Umso wichtiger ist es deshalb uns darauf zu besinnen, welche hohe Bedeutung die *sprachlichen Dialoge* als Räume für Resonanz in der Informationsflut unserer digitalisierten Wirklichkeit haben.

Zwei Gewährsleute fallen mir dazu ein, die beide eng mit unserer Stadt Heidelberg verbunden sind:

Joseph von Eichendorff mit dem bekannte Vierzeiler *„Wünschelrute“*, veröffentlicht 1855 im *„Deutschen Musenalmanach“* :

*Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,*

*Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.“*

Die Zeilen sind zur Hymne des Weltvertrauens geworden, eines Vertrauens, das sich durchs Wort erschließt.

Und dann fällt mir selbstverständlich Hans-Georg Gadamer ein.

Er ist nicht nur Ehrenbürger unserer Stadt Heidelberg, sondern vor allem der Begründer einer universalen Hermeneutik.

„Die Sprache“, schreibt er, „ist die Mitte, in der sich die Verständigung der Partner und das Einverständnis über die Sache vollzieht.“ (Sein und Zeit, S.361)

Er benennt damit den *Resonanzraum*, der durch die ästhetische Qualität, durch die individuellen Eigenheiten von Sprache und Sprechen eröffnet wird. Indem Empathie, Resonanz und Vertrauen entstehen.

Ob wir im Dialog mit Anderen Vertrauen fassen, hängt also nicht nur von den Anderen ab, sondern auch von uns selbst, von unserer *Interpretation der Anderen*.

Und das wiederum setzt voraus, und das ist noch ein Zitat des damals hundertjährigen Weisen aus Ziegelhausen: *„Ein Gespräch setzt voraus, dass der andere Recht haben könnte.“ (Interview SPIEGEL 8/2000)*

Diese hermeneutische Grundeinsicht entspricht eigentlich dem, was wir als Regierung in Baden-Württemberg heute mit der *„Politik des Gehörtwerdens“* versuchen.

Nämlich offen zu bleiben für die perspektivischen Unterschiede, die nicht nur zwischen den Bürgern, sondern auch zwischen der Bürgerschaft und der Regierung bestehen. Oder auch zwischen den Koalitionspartnern, die nicht ihre politisch-programmatische Nähe, sondern der Wille des Wählers zusammengeführt hat.

Vertrauensbildenden Dialoge sind nur möglich, wenn Beteiligung ernst gemeint wird. Wenn der Austausch von Argumenten und der zivilisierte Streit zu Veränderung von Positionen führen kann und der Kompromiss als wertvolles Resultat geschätzt wird. Voraussetzung dafür sind selbstbewusste Bürger, mit eigenem Standpunkt und Urteilskraft und willens, sich mit dem Anderen auf Augenhöhe zu treffen.

Dialog und Partizipation sind die besten Mittel gegen das Gefühl der Ausgrenzung, des Abgehängt-werdens. Sie helfen am besten, sich zurechtzufinden in einer komplizierten Welt.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich komme zum Ende meines Versuchs herauszufinden, was es mit dem Vertrauen, mit dem *Vertrauen als Leitwährung* auf sich hat.

Wie alle, die sich schon mit diesem schwer fassbaren Phänomen beschäftigt haben, habe ich Ihnen zwar keine exakte Definition geliefert, aber habe doch einige Folgerungen gezogen.

Die ließen sich vielleicht so zusammenfassen:

Vertrauen in sich selbst und in die eigene Mannschaft ist die Voraussetzung für jeden, der die Segel setzen und sich hinaus aufs offene Meer wagen will, um zu neuen Horizonten zu gelangen.

Das gilt für die Wissenschaft, das gilt für die jungen Existenzgründer, für die Wirtschaft: das gilt für uns alle. Als offene Gesellschaft und demokratischer Verfassungsstaat sind wir mehr denn je auf gegenseitiges Vertrauen angewiesen. Allerdings auf ein „*informiertes statt auf ein blindes Vertrauen*“ (Rainer Bromme).

Demokratie setzt dieses Vertrauen geradezu voraus.

Genau genommen wusste das schon Aristoteles, der meinte, dass das Misstrauen der Bewohner Grundlage jeder Tyrannis sei.

Und umgekehrt: Eine gefestigte, informierte Vertrauenskultur ist Grundlage des gesellschaftlichen Zusammenhalts und jeder Demokratie.

Eine Kultur des Vertrauens muss dann auch Elemente zulassen, die man nicht sofort mit *Vertrauen* assoziiert: *Distanz, Transparenz und Kontrolle*.

Die offene Gesellschaft und eine Kultur des informierten Vertrauens bedingen sich gegenseitig.

Die eine gibt es nicht ohne die andere.

Meine Schlussfolgerung daraus, meine Damen und Herren, ist: Arbeiten wir an beiden: An der offenen Gesellschaft und an der Vertrauenskultur! Denn Vertrauen ist die stabilste aller Währungen. Sie gilt weltweit und sie ist die Leitwährung für ein gutes Leben.

